

Photographie bei ultraviolettem Lichte.

Die Möglichkeit neuer wissenschaftlicher Entdeckungen mittels Photographie bei einem Licht, welches dem menschlichen Auge unsichtbar ist, wurde unlängst gelegentlich eines Vortrages im königlichen Institut in London von Professor R. W. Wood von der Johns Hopkins Universität zu Baltimore näher ins Auge gefaßt. Als Beispiele zeigte Professor Wood mit einer Quarzlinse erzeugte Photographien. Diese Quarzlinse überträgt die sehr kurzen, unsichtbaren, ultravioletten Strahlen, die von Glas gänzlich aufgefangen werden. Dies beweist, bemerkt Professor Wood in „The Illustrated London News“, daß der elektrische Funke eine Strahlenströmung von sich gibt, die die Luft ringsum in einem dem Auge unsichtbaren Lichte erglänzen läßt.

Der Funke fuhr durch eine Metallspalte und eine über diese gelegte, mit einem Loch durchbohrte Metallplatte. Die Ausströmung fuhr durch dieses Loch, und als man die augenscheinlich ganz in Dunkel gehüllte, darüberliegende Region mit einer Glaslinse photographierte, war auf der Aufnahmeplatte nichts zu sehen. Hatte man jedoch im Apparat eine Quarzlinse, so erhielt man ein Bild, das ungefähr so ausah, wie ein Kometenschweif. Das Spektroskop zeigte, daß das aus der Luft oberhalb des Lodes entströmende Licht von derselben Beschaffenheit war, wie das einer in Örgeln brennenden Wasserstoff-Gasflamme, doch ohne das sichtbare Licht. Das Sonnenlicht, wie auch das künstliche Licht, besteht teilweise aus unsichtbaren, ultravioletten Strahlen, und wenn wir photographische Aufnahmen mit einer Quarzlinse machen, die mit einem dünnen Film von Metallfolie überzogen ist (Metallfolie ist bei sichtbaren Strahlen undurchdringlich, bei unsichtbaren, ultravioletten hingegen fast durchsichtig), so erhalten wir Bilder, die für einen Menschen erscheinen würden, der bei ultraviolettem Lichte sehen kann. Viele auf diese Weise photographierte Gegenstände erscheinen dem Auge schwarz, oder doch fast schwarz.

Als schlagender Beweis gilt eine Aufnahme gewöhnlicher weißer Gartenblumen. Zwei Aufnahmen eines Beetes blühender Pflanz, eine mit einer gewöhnlichen Glaslinse, die andere mit einer versilberten Quarzlinse, ergaben den Unterschied, daß auf der letzteren die weißen Blumen verschwunden und von den Blättern nur schwer zu unterscheiden waren. Daraus geht hervor, daß die Blumen, auf weißes Papier gelegt, viel deutlicher hervorgetreten wären, wenn man sie mit ultraviolettem Licht abgenommen hätte. Es hat sich herausgestellt, daß auch viele andere weiße Substanzen diese Eigenart haben, und als ich das gleiche Prinzip bei astronomischer Photographie anwandte, entdeckte ich am Mond ausgebreitete Anhebungen einer Substanz. Durch ähnliche laboratorische Forschungen mag es vielleicht gelingen, die Natur der Substanzen, aus welchen sich die Mondoberfläche zusammensetzt, zu erkennen.

Auch die Natur der Flamme bei ultraviolettem Licht habe ich einem Studium unterzogen. Es ist bekannt, daß Flammen ihr Licht winzigen Kohlenstoffteilchen verdanken, die, zu hoher Temperatur erhitzt, Licht ausströmen. Ich habe festzustellen gesucht, wie viel Kohlen der hellste Teil einer Flamme enthält, indem ich den durch ultraviolettes Licht erzeugten Schatten der Flamme photographierte. Eine versilberte Quarzplatte wurde zwischen eine Kerzenflamme und den empfindlichen Teil der Photographierplatte gelegt. Das der Kerze entströmende Licht war kaum stark genug, um durch das Silber zu dringen, folglich lag die Platte fast im Dunkeln. Wenn man nun einen, starkes ultraviolettes Licht ausstrahlenden elektrischen Funken so platziert, daß er die Kerze veranlaßt, auf den versilberten Quarz einen Schatten zu werfen, so zeigt die entwickelte Platte einen stark hervortretenden Schatten der Flamme, der gerade da am schwärzesten ist, wo die Flamme selbst am hellsten strahlte, nämlich unterhalb der Spitze.

Die Weltausstellung in San Francisco.

Wir berichteten vor einiger Zeit, daß die vollzogene Auswahl eines Platzes für die Weltausstellung in San Francisco von den Direktoren mit lauten Jubelrufen begrüßt wurde, mit Jubelrufen, die durch die ganze Handelsbörse der Stadt am Goldenen Thore gehört wurden, mit Jubelrufen, die ein begeistertes Echo in der Presse der Stadt fanden und sich in weiten Wellen über das ganze Land ausbreiteten. Ohne Begeisterung wird ja nichts Nennenswertes geschaffen, weder auf geistigem noch auf körperlichem Gebiete, weder im Erhabenen noch im Alltäglichen, und das muß man dem amerikanischen Volke lassen, es begeistert sich gar leicht, wenn es auch in der Wahl der Stoffe für seine Begeisterung nicht gar näherlich ist. Manchmal nimmt

diese Begeisterungsfähigkeit einen, man möchte sagen, kindlichen Charakter an, erinnert aber auch etwas an Strohfeuer, das leicht aufblüht und ebenso schnell verlodert. Das muß wohl hierzulande an der Luft liegen und an dem durch die Beteiligung des Volkes an allen öffentlichen Angelegenheiten, vorzugsweise an der Politik hervorgerufenen raschen Aufassungsbereitschaft. Sagt man doch auch den alten Griechen nach, sie wären ein Volk von Radaumachern gewesen, die selbst im Theater über einen guten Vers außer sich vor Wonne gerathen konnten, einen überzähligen Versfuß aber auch dem Dichter in lärmendster Empörung auszusprechen konnten. Sie haben es aber auch zu etwas gebracht, und deshalb sollte man dem amerikanischen Volke seine Begeisterungsfähigkeit nicht übel nehmen, vorausgesetzt, daß die Begeisterung für einen guten Gegenstand angewendet wird und nicht ebenso schnell verlodert, wie sie aufgestimmt war. Wenn also die Ausführung des Weltausstellungsplanes in San Francisco dem Jubel entspricht, mit dem die Auswahl des Platzes begrüßt wurde, dann können wir schon etwas erwarten.

Dieser Platz macht übrigens einen ansprechenden Eindruck. Natürlich gehört etwas Einbildungskraft dazu, sich die Lage angesichts des zweiten Ozeans ein bisschen großartig vorzustellen. Das Ausstellungsgelände umfaßt die ganze nördliche und westliche Uferlinie der Stadt, Harbor View, das Presidio, den Lincoln Park und den Golden Gate Park, alles in allem etwa 1800 Ader.

Den geschichtlichen Mittelpunkt soll der Lincoln Park bilden. Hier soll ein großartiges Denkmal — man denkt sich so etwas ähnliches wie die Freiheitsbüste vor dem Hafen von New York — ein Denkmal für alle Zeiten zur Erinnerung an die Fertigstellung des Panamalkanals und die San Franciscoer Feier des Riesenerwerkes aufgestellt werden. Auch eine Sternwarte soll sich auf diesen Höhen erheben, von der aus man den Himmel und die ganze Ausstellung übersehen kann. Der Golden Gate Park soll die meisten der ständigen Gebäude, wie das Museum, die Gemädegalerie, das Aquarium und ein Krieger-Auditorium bekommen. Und das Vergnügen, wozum es sich ja bei vielen Ausstellungs-Besuchern nicht zuletzt handelt, soll in Harbor View seinen Mittelpunkt erhalten. Da soll sich auch das ganze nächtliche Karnevalstreiben abspielen, das, was man so recht den Jahrmarkt zu nennen pflegt, wo sich die Menschheit gehen läßt und den Beweis liefert, daß sie in der Genußfreudigkeit immer noch Erdelicheits zu leisten vermag, wenn sie auch vielleicht die Freudenfeste und Jahrmarktstänze der Mittelalter in ihrer Reifezeit und Urmöglichkeit nicht erreicht. Immerhin kann sich die Welt aber auch im zwanzigsten Jahrhundert noch sehen lassen, wenn sie einmal losgelassen wird.

R. G.

Ein lebendes Vermächtnis.

„Ich habe nicht viel zu hinterlassen“, diktierte stehend John Miller in Hastings in England sein Testament, „aber ich ermache meiner Frau Millie Marjorie meinen guten, alten Bruder Bob mit samt meinen Ersparnissen von 10,000 M. unter der Bedingung, daß er sie in der Stadterale zu Xruo innerhalb zweier Wochen nach meinem Tode heirathet. Ich kann Millie Marjorie auf das Beste empfehlen. Sie wird demnach 24 Jahre alt. Sie wächst gut, doch besser und ist in jeder Beziehung „ein recht zufriedenhellendes, kleines Ding“. Der Erblasser bestimmte ferner: „Sollte Bruder Bob sich weigern, Millie Marjorie zu ehelichen, so sollen die 10,000 M. an irgend einen respektablen Mann über 50 Jahren ausbezahlt werden, der Millie Marjorie innerhalb drei Wochen nach meinem Tode zu seiner Frau macht.“

Der Verstorbenen hat einen entscheidenden Widerwillen gegen die Möglichkeit, daß sich seine Wittne mit einem weit jüngeren Mann, als er war, gerathen könnte. Bruder Bob war gern bereit, das hübsche junge Weib mit den 10,000 M. in Kauf zu nehmen, und er schrieb ihr deshalb: „Wenn sollen wir heirathen, komme bald und bringe das Geld mit!“ Aber Millie Marjorie ließ nichts von sich hören. Da machte sich „Bruder Bob“, der in einem Dörchen an der See wohnt, auf den Weg nach Hastings, um die Braut heimzuholen. Er fand jedoch die Wohnung seines verstorbenen Bruders geschlossen. Millie Marjorie, so erzählten ihm die Nachbarn, sei vor zwei Tagen mit einer Jugendliebe nach Amerika abgedampft. Die 10,000 M. hatte sie von der Bank erhoben und mitgenommen.

Der kleine Tyrann.

Willi war unartig und hat sich ein paar Ohrfeigen zugezogen. Nachdem er eine halbe Stunde lang ununterbrochen geschrien hat, schweigt er. „Nun, hörst du endlich auf zu brüllen?“ fragt die Mutter. „Nein, ich ruh mich nur aus!“

Marokkanische Harems.

Der Harem ist für den Europäer gewöhnlich etwas Geheimnißvolles, von dem man sich keinen klaren Begriff machen kann. Man hat eine unbestimmte Vorstellung von vergitterten Fenstern, wohlwahrten Thoren, die von baumlangen Eunuchen bewacht werden, von prunkvollen Räumen, in denen phantastisch gekleidete, läppig-schöne Frauen auf Divanen ruhen, und von kleinen schwarzen Sklavinnen, die den Fächer aus Pfauenfedern neben ihrer Herrin in Bewegung halten. Die Wirklichkeit ist bedeutend nüchterer — schon deshalb, weil Frauenschönheit auch im Harem ein kostbares Gut ist, das nicht Jedermann besitzt. Es sei neidlos zugestanden, daß es unter den Orientalinnen viel, viel mehr Schönheiten gibt, als in unserer, auch in dieser Beziehung gemäßigten Zone; doch sie verblühen gar zu schnell, und bald verlieren ihre Züge jede weiche Rundung und bekommen etwas Herbarhaftes, oder sie werden unförmig stark und schwammig. Ferner hat sich in den meisten mohamedanischen Ländern der Einfluß unserer Kultur auch schon auf die Haremsgemächer und ihre Bewohner erstreckt, und wie die Salons vornehmer Konstantinopelerinnen mehr oder weniger nach europäischem Muster eingerichtet sind, so gibt es dort auch sehr viele Damen, die über eine nach abendländischen Begriffen ganz leidliche Bildung verfügen. Selbst im fernen Indien vertreiben sich die Frauen der Hochgestellten die Zeit mit französischen Romanen — eine Beschäftigung, die unserer Vorstellung vom Leben der Oasisten wenig entspricht! In dieser Beziehung dürften die Harems in dem gegenwärtig so vielgenannten Marokko, in denen von allen mohamedanischen Ländern wohl noch die strengsten Haremsgesetze herrschen, viel interessanter sein.

Die Maurin, vor allem die der höheren Stände, lebt in vollkommener Weltabgeschlossenheit, und nur die Frauen der niederen Klassen kommen, da sie Geld verdienen müssen, mit der Umwelt in Berührung. Doch auch sie dürfen sich nur in einer ganz unentfesselt machenden Vermummung auf die Straße wagen. Mit verschwindend wenigen Ausnahmen sind sie völlig unwissend und können weder lesen noch schreiben. Der eigentliche Harem ist übrigens dort ebenso wenig wie anderswo eine allgemeine übliche Einrichtung, sondern ein Luxus, den sich nur der leisten kann, dessen Geldbeutel eine angenehme Fülle aufweist. Aus diesem Grunde lebt der einfache Mann in Marokko meist in der Einsamkeit. Höchstens laßt er sich noch eine Sklavin dazu, die gemeinsam mit der Frau die Hausarbeit verrichten muß. Besitzt er aber mehrere Gattinnen, so müssen sie mit erworben. Die eine weibt vielleicht Teppiche, die andere sich Küchengeräth und dergleichen zum Verkauf. Auch unter den Reichen gibt es einzelne, die nur mit einer Frau verheiratet sind; doch das sind Ausnahmen wie das andere Extrem: der Riesenharem mit Hunderten von Insassen, der sich aus dem Gehege erlauben der legitimen Gattinnen, Nebenfrauen und Sklavinnen zusammensetzt, und den man heute nur noch vereinzelt bei Mitgliedern der Sultansfamilien findet. So große Harems sind natürlich in besonderen Gebäuden untergebracht, während der gewöhnliche Sterbliche in Marokko im selben Hause mit seinen Frauen wohnt. Der vornehmer Maure hat deren etwa drei oder vier, sowie vielleicht sechs Sklavinnen, die mit einigen männlichen Sklaven die Bedienung des Hauses ausmachen. Dazu kommt meist noch ein Thorwächter und — falls der Hausherr gezwungen ist, gelegentlich Reisen zu machen — auch ein Haremswächter.

Die maurischen Häuser sind von außen recht unauffällig, von innen dagegen, wenigstens bei den Begüterten, überraschend hell und hübsch ausgestattet. Im vorderen Teil des Gebäudes liegen ganz abgeschlossen für sich die Gemächer, die den Besuchern des Hausherrn vorbehalten sind. Durch einen Gang gelangt man von hier in den Haupttheil des Hauses, der um einen geräumigen Hof, auch wohl um einen Garten mit niedrigen Palmen, Springbrunnen und Mosaikwegen gebaut ist. Lustige Säulenhallen, in die alle Zimmer münden, bilden diese nach innen getehrte Front des Hauses. Zu ebener Erde liegen die Küchen, Vorraths- und Baderäume, auch die Zimmer für die Sklavinnen, und im ersten und meist einzigen Stockwerk die Schlaf-, Wohn- und Theezimmer der Haremsdamen und des Hausherrn, während das männliche Personal im für sich gelegenen vorderen Theil des Hauses Räumlichkeiten hat. Vom Hof aus bieten die schneeweiß getünchten, von schlanken Säulen getragenen Gebäude, an den Kapitälern mit bunten, etwa in Blau und Gold gehaltenen Mosaiken distret verziert, unter dem tiefblauen Himmel einen so wunderhübschen und malerischen Anblick, daß manche Europäerin sich an Stelle des großstädtischen Mietshauses neidvoll ein so schönes Heim wünschen würde.

Doch im Ernst möchte wohl keine tausend. Das weiße Schloßchen ist ein Gefängniß. Den vornehmen Maurinnen ist ein Betreten der Straße verweigert, ja, selbst ihre kleinen Lächer dürfen als Tummelplatz nur den Garten und das flache Dach des Hauses ansehen. Wird das Mädchen dann — meist im Alter von zwölf Jahren — in das Haus ihres künftigen Gatten geleitet, so bleibt dies gewöhnlich der einzige Ausgang ihres Lebens!

Die Europäerin hat ihre Gesellschaften, Theater, Konzerte, Besuche bei Freunden, Ausfahrten, Spaziergänge, schließlich die jährliche Sommerreise, ganz abgesehen von gelegentlichen großen Fahrten nach anderen Ländern. Die Maurinnen kennen nichts dergleichen in ihrer vollkommenen Weltabgeschlossenheit, und da sie sich dabei ganz glücklich fühlen, so müssen sie wohl aus anderem Stoff gemacht sein als wir fehsüchtigen Frauen Europas. Nicht einmal die kleinen Aufregungen der Modestragen führen ihre Ruhe. Die Gewänder der Maurin des 20. Jahrhunderts sind genau nach demselben Schnitt gearbeitet, wie die ihrer Urabnen vor Jahrhunderten. Sie weiß zwar noch nichts von Frauenrechten — eigentlich kennt sie nur Pflichten: sich möglichst lange schön und begehrenswürdig zu erhalten, ihren Haushalt tadellos zu führen, jedes Winkes ihres Gatten gewärtig zu sein und ihm stets ein frohes Gesicht zu zeigen. Um der ersten genannten Pflicht gerecht zu werden, wird ein beträchtlicher Theil des Tages der Körperpflege gewidmet. Stundenlang liegen die Frauen in der glühenden, weiß- und ambradurchdrängten Atmosphäre des Baderumes, lassen sich von ihren geschulten Sklavinnen waschen und einreiben mit duftenden Ölen, von deren wunderbarer Wirkung sie überzeugt sind, und machen dann umständliche Toilette. Die vornehmer Maurin trägt weite, lose Gewänder aus feinem Tuch oder Seide in bunten, leuchtenden Farben, darüber einen weichen Ueberwurf aus durchsichtigem Stoff. Ein breiter Gürtel um die Taille geschlungen. Die Knie sind halb und sehr weit ausfallend. Ein loses geschlungenes, hübsches Kopftuch, Ketten, Talismane, große Ohrringe, Armbänder und Ringe vervollständigen den Anzug. Dann gibt es oben in dem Schlafgemach der Haremsdame auf einem geschneitten Wandbrett allerlei Thonvasen, Flaschen und Behälter, deren geheimnißvoller Inhalt zur Pflege ihrer Haare, der Augen, der Zähne u. s. w. verwandt wird. Mit dieser aufstrengenden Kleinarbeit ist das Tagewerk der Maurin keineswegs vollendet. Der Haushalt ist groß, und die Sklavinnen bedürfen der Aufsicht. Auch mit Handarbeiten beschäftigen sich die Frauen viel. Da werden prächtige Teppiche gewebt, Thürvorhänge mit Seidenfäden versehen, Halsteifen und Böden in Perlarbeit angefertigt, und zu all diesen Dingen werden sehr oft im Harem selbst die Muster entworfen. Die Sklavinnen oder die eigenen Töchter erhalten in den Handarbeiten von den Frauen Unterricht, was nicht ohne Schmerzen und helles Gelächter abgeht. Freilich sitzen dabei Herrinnen und Dienerinnen zusammen in einem Zimmer, das durch Teppiche, die den ganzen Raum einnehmen, Wandbehänge und Polster, auf denen Kissen in allen Größen liegen, ganz mollig und traulich aussehend. Stühle, Tische und Schränke sind natürlich unbenutzte Dinge, und zum Sitzen dienen nur die Polster und Kissen, zum Aufbewahren der Gewänder buntgemalte Truhen. In den Schlafzimmern steht man außerdem meist noch einen großen Spiegel und in der Wand eine tiefe Nische, die das Bett darstellt, mit seidnen Kissen und Decken ausgelegt ist und von einem Vorhang halb verborgen wird.

Am Nachmittag, wenn die Arbeit gethan ist, schlüpfen alle die stete Treppe zum flachen Dach hinauf, Strohmatten, Teppiche und ein paar Kissen sind schnell bei der Hand und werden in einer schattigen Ecke ausbreitet. Bald brockelt das Wasser im Samowar — eines der wenigen Haushaltungsstücke, die aus Europa stammen —, und alt und jung sitzt oder liegt auf Kissen und Teppichen im Kreise. Marokkanische Theestunde! Behaglich schlürfen alle das heiße, zuckerreiche, mit duftender Krausemünze gewürzte Getränk, knabbern an kleinen Kuchen und lauschen der alten Dienerin, der einzigen, die mit der Außenwelt in Berührung steht, denn auch die Sklavinnen haben, so lange sie jung sind, das Haus zu hüten. Wenn sie alt und grau werden, so dürfen sie Besorgungen für den Harem machen, auch im Auftrag ihrer Herrinnen Besuche bei anderen Frauen ausführen und sind auch nicht selten die Vertrauenspersonen des Hausherrn, der sich ihrer Hilfe bedient, wenn er eine neue Ehe eingehen will. Die alte Dienerin weiß die schönsten Schauergeschichten aus anderen Harems zu erzählen, sie hat auch die französischen Offiziere mit ihren langen Degen und den blühenden Uniformen gesehen und giebt köstliche



Sie, Kellner, was ist denn das für Suppe? Bonillionuppe, Herr Kapitän. So? Na, wenn das hier als Vouillon gilt, da könnten wir ein schönes Geld verdienen, wenn Sie mit nach Hamburg können. Dort ist der ganze Hafen voll solcher Vouillon!

Schilderungen von den englischen Damen, die unter der Führung eines Juden die Stadt ansehen wollten und naserümpfend, ihre Kleider ängstlich schürzend, durch die Straßen gingen. Sie biegen sich vor Lachen, die kleinen Maurinnen. Sie lachen überhaupt gar zu gern! Während dessen sitzt der Hausherr in seinen Besuchszimmern mit einigen Freunden ebenfalls beim Thee. Seine Frauen bekommen ihn tagsüber nicht viel zu Gesicht, denn auch die Mahlzeiten nimmt er getrennt von ihnen, allein oder mit Fremden, oft auch als Gast in anderen Häusern ein. Die Frauen sollen nur da sein, wenn er sie braucht. Nichts ist dem Mauren widerwärtiger als ein Weib, das sich ihm in den Weg drängt und etwa mit langen Reden und Thränen sich beklagt. Abends sitzt er meist im Kreise seiner Frauen, spielt mit den Kindern, denen er ein sehr liebevoller Vater ist, und läßt die Frauen tanzen und musizieren.

So vergehen im Harem die Tage, kurzweiliger und friedvoller als wir es uns vorstellen. So lange die Maurin jung, schön und begehrt ist, kommt ihr kaum ein Gedanke an Eifersucht. Freilich, wenn sie älter werden und sie sich mit dem Schwinden ihrer Reize mehr und mehr zurückdrängen fühlen, dann beginnt die Tragödie ihres Lebens, und zwar schon in einem Alter, wo bei uns noch Niemand daran denkt, andern den Platz am Tisch des Lebens zu überlassen. An der Schwelle der Jünglingsjahre beginnt sie bereits zu weilen. Da hilft kein Zauberkraut, den die gefällige Freundin besorgt, und auch die systematisch durchgeführten Bäder und Massagen können den Lauf der Natur nicht wesentlich beeinflussen. Zuweilen erwacht dann in dem bisher kindlich harmlosen, fröhlichen Geschöpf, das sorglos und ohne nachzudenken den Tag genöß, allmählich eine rasende Leidenschaft. Es steht viel für sie auf dem Spiel: die Liebe des Gatten, die sich naturgemäß mehr den jüngeren zuwendet, der Fortbestand ihrer Ehe überhaupt, denn die Scheidung ist leicht ausgesprochen, und nicht jeder Maure hat ein so gutes Herz, die alternde Frau auch dann bei sich zu behalten, wenn er ihrer überdrüssig geworden ist, oder wenn sie gar durch Eifersüchtizzen die Ruhe im Hause gefährdet. So kommt es gelegentlich zu einer Katastrophe. Ich besuchte einmal das Frauengefängniß einer maurischen Stadt und fand darin auch ein junges, hübsches Ding von etwa zwölf Jahren, dessen bloße Füße in schwere Eisenringe gelegt waren. Die Kleine war, wie mir die Larisa, die „Oberste“ und Richterin der weiblichen Einwohnerschaft der Stadt, erzählte, durch die Intrigen einer älteren Frau ihres Gatten ins Gefängniß gekommen. Die Larisa selbst schien von der Unschuld ihrer Gefangenen überzeugt zu sein — doch was kann man machen, wenn einem ein paar harte, blanke „Beizeise“ in die Hand gedrückt werden? — Auch das „Hafschisch“, das berüchtigte Gift der Orientalen, spielt zuweilen seine Rolle. Glücklicherweise aber bilden solche dunkeln Vorkommnisse nur Ausnahmen. Gewöhnlich fügen sich die alternden Frauen, wenn auch nach bitteren innern Kämpfen, in ihre Lage. Haben sie Kinder, so ist ihre Stellung im Harem ohnehin schon viel geachteter als die der kinderlosen Frauen. Nicht selten werden sie in späteren Jahren, wenn sie selbst nichts mehr von ihrem Leben zu hoffen haben, die mütterlichen Freundinnen ihrer jungen Nivalinnen, die oft dem Alter nach ihre eigenen Entel sein könnten. So spielen sich Schicksale von Generationen hinter den weichen Mavern ab, und es ist immer dasselbe: sorgloses Lachen und Genießen, Kummer und die nagende Eifersucht, endlich die müde lächelnde Resignation.

Die Pariserin und ihre Handtasche.

Die Pariserin und ihre Handtasche stehen augenblicklich im Vordergrund des Interesses, und ganz merkwürdig ist nicht allein die Form, sondern auch die Dimension, die dieses ursprünglich so winzige Täschchen angenommen hat. Dabei sind die Taschen trotz ihrer Größe ganz flach, denn das ist eben die Kunst der Herstellung. Sie werden aus den kostbarsten Stoffen gemacht: aus Sammet, Seide, Spitzen, Brokat, Atlas, Goldspitzen u. s. w., und sind meistens von einer viertheiligen bis zu einer halben Yard lang. Sie werden an einer langen Kordel möglichst malerisch getragen und mit einer Grazie manipuliert, die — gelernt werden will, dann aber mettelstern die Besitzgerinnen mit der Spanierin und der Italienerin an Anmuth.

Vier- bis fünfhundert Franken werden stolz für ein solches Meisterwerk gefordert. Und das sind sie häufig auch werth, wenn man die kostbare Stiderei in Betracht zieht, mit der die an und für sich theuren Stoffe noch verziert sind. Monogramme, ja, ganze Wappen sind oft kunstvoll mit dem Dessin verbunden. Die Taschen sind mit einer Klappe versehen, die mit einem großen, reich ziselirten oder sonstige geschmückten Knopf festgehalten wird, die Kordel wird getnotet, mit Knöpfen oder Stiefern versehen, die wahre Kunstwerke sind, dazu kommen noch Franzen und Quasten aus Gold oder Silber, und das kostbare Artiele ist fertig. Die Form ist entweder achteckig, rund oder vier-

edig. Jetzt noch die Beschreibung von einigen Exemplaren.

Aus sehr hellgrauem, schwedischem Leder angefertigt, ist die ganze obere Fläche mit Türkisen bestreut, die silberne Kordel zeigt in regelmäßigen Zwischenräumen türkisfarbene Cabochons. Eine andere bestand aus champagnefarbenen Seude mit kupferfarbenen Metall-Cabochons. Eleganz und einfach präsentiert sich eine dritte Tasche aus schwarzem Sammet, mit schwarz und weisem Franzendessin. Andere wieder aus grauem oder braunem Seude zeigen schwere, mit Alt Silber oder Altgold gefüllte Rosen, wieder andere sind mit zierlichen Marie Antoinette oder Biedermeierköpfchen geschmückt, ganz mit Blumen angefüllt, auf deren zierlichen Ranten sich winzige Kolibriis wiegen. Fast alles ist erlaubt, mag es noch so bizarr solange einigermaßen die Harmonie der Farben gewahrt wird.



Wenn man auf einer harten Bank zur Strafe eine Stunde lang nach Schulfach sitzen bleiben muß. So ist das jetzt kein Scherz mehr.

Alein-Schmerz weiß das ganz genau, Denn wenn auch saul, ist sie doch schlauer Drum hat sie sich mit Vorbedacht Ein weiches Kissen mitgebracht.

O weh! Fremder: „Ich habe hier ein paar Rechnungen, die schon lange fällig sind.“ Kaufmann: „Das thut mir leid, aber der Kassirer ist ausgegangen.“ Fremder: „Ach, das thut nichts; dann komme ich wieder und bezahle sie ein andermal. Adieu!“

„Sie rauchen nicht mehr?“ „Nein.“ „Böse Zeiten?“ „Böses Weib!“